

REZENSIONEN

Inhalt

Marina Rudyak:

Felix Wemheuer (Hg.): Marx und der Globale Süden

Wolfgang-Peter Zingel:

Asad Durrani: Pakistan Adrift. Navigating Troubled Waters

Sören Köpke:

Paul Chambers and Napisa Waitoolkiat (eds.): Khaki Capital. The Political Economy of the Military in Southeast Asia

Björn Alpermann:

Omnibus review:

Intergenerational Relations, Filial Obligation and Eldercare in Contemporary China

Olivia Kraef-Leicht:

Hartmut Walravens (ed.): Herbert Muellers Forschungsreise nach China 1912–1913.

Aus den Akten und Korrespondenzen neu bearbeitet und durch historische Fotos ergänzt

Johannes Küchler:

Madlen Kobi: Constructing, Creating and Contesting Cityscapes, A Socio-Anthropological Approach to Urban Transformation in Southern Xinjiang

Kimiko Suda:

Björn Alpermann, Birgit Herrmann, Eva Wieland (Hgg.): Aspekte des sozialen Wandels in China. Familie, Bildung, Arbeit, Identität

Thilo Diefenbach:

Sammelrezension:

Ong Iok-tek (Wang Yü-teh 王育德): Taiwan—A History of Agonies (台灣苦悶的歷史)

Su Beng (Shih Ming 史明): Taiwan's 400 Year History (台灣人四百年史). Anniversary Edition

Ruoyu Zhang:

Thilo Diefenbach: Kriegsrecht. Neue Literatur aus Taiwan

René Muschter:

Steffen Heinrich und Gabriele Vogt (Hgg.): Japan in der Ära Abe. Eine politikwissenschaftliche Analyse

Felix Wemheuer (Hg.): Marx und der Globale Süden

Köln: Papyrossa Verlag, 2016. 326 S., 19,90 EUR

Der Band „Marxismus und der globale Süden“, herausgegeben von Felix Wemheuer, basiert auf Beiträgen des internationalen Workshops „Marx, Subaltern Studies and the Global South“, der im Mai 2015 an der Universität zu Köln stattfand. Konkreten Anlass zum dem Workshop – und somit zu dem Buch – gaben zwei Werke, die 2010 respektive 2013 erschienen sind: Kevin Andersons „Marx at the Margins“, das sich mit Ausführungen von Marx zur nicht-europäischen Welt beschäftigt, und Vivek Chibbers „Postcolonial Theory and the Spectres of Capital“, das eine marxistische Kritik an der postkolonialen Theorie vorlegt. Wemheuers Band selbst versucht, „theoretische Debatten zum Marxismus aus und über den globalen Süden mit empirischen Analysen geschichtlicher und aktueller Entwicklungen aus unterschiedlichen Disziplinen zu verbinden.“ Einleitend skizziert Wemheuer den Aufstieg und Fall des Marxismus im globalen Süden sowie die wechselseitige Auseinandersetzung zwischen marxistischen und postkolonialen Theoretiker*innen.

Im Folgenden gliedert sich der Band in drei Teile. Der erste Teil, „Marxistische und Postkoloniale Theorie“, umfasst Beiträge von und mit den Autoren Kevin Anderson und Vivek Chibbers, deren Werke die Entstehung des Bandes inspiriert haben. Anderson legt eine Antwort auf poststrukturalistische und postkoloniale Marx-Kritiken vor, denen er einerseits eine fehlende Abgrenzung des ursprünglichen Zukunftsentwurfs Marxens von seiner Interpretation durch Stalin und seine globalen Nachfolger, also vom Stalinismus und Totalitarismus, vorwirft. Andererseits sucht er aufzuzeigen, dass der späte Marx sehr wohl Alternativen zu seiner ursprünglichen Dialektik der Akkumulation für außerwesteuropäische Gesellschaften, etwa Indien, China und Russland, offenließ, und dem Vorwurf des Eurozentrismus eben nicht standhält. Chibber kommt in einem Interview und einem separaten Beitrag zu Wort. Auch er kritisiert den Vorwurf des Eurozentrismus, den postkoloniale Theoretiker*innen an den Marxismus richten. Dem entgegnet Chibber, dass „der Marxismus seit Anfang des 20. Jahrhunderts wohl die einzige aus Europa hervorgegangene Theorie ist, die sich mit den Besonderheiten des Ostens auseinandergesetzt hat“ (S. 66), was von den *Subaltern Studies* und der postkolonialen Theorie ignoriert wurde. Der letzteren sagt er als bleibende *Legacy* nur „Wiederbelebung des kulturellen Essentialismus“ und „Billigung des Orientalismus“ voraus. Denn, argumentiert er in seinem zweiten Beitrag „Kapitalismus, Klasse und Universalismus“, die Realität der globalen Wirtschafts- und Finanzkrise post-2008 habe jeden Zweifel am Universalwerden des Kapitals überholt. Das soll keineswegs die Verdienste der postkolonialen Theorie für das *Mainstreaming* des globalen Südens schmälern, aber eine Wiederbelebung der globalen Linken sei ohne Anerkennung des „universalierenden Kapitalismus“ nicht möglich.

Der zweite Teil setzt sich mit „Globalgeschichtliche Perspektiven“ auf Marx’ Theorien auseinander. Michael Zeuske elaboriert in seinem Beitrag über die Verbindung zwischen Sklaverei (und anderen Formen von Unfreiheit) und Expansion von Gruppen oder Staaten, mit der Betonung, dass auch die Abolition im industriellen Zeitalter nichts an der tatsächlichen Unfreiheit der Arbeit änderte. Marx, argumentiert Zeuske, konstruierte die Sklaverei als etwas unmodernes und veraltetes, und ihre Erscheinung im Kapitalismus des 18. und 19. Jahrhunderts als eine „Anomalie“. Dadurch übersah er die Funktion, welche die Sklaverei (bzw. unfreie Arbeit) für die weltweite Expansion des Kapitals einnahm, ebenso wie die globalen Dimensionen einer „auf Menschenkörpern basierenden Wirtschaftsstruktur“ (S. 141). David Meyer zeichnet in seinem Beitrag die Debatten unter marxistischen Historikern im Latein-

amerika der 1920er und 1960er Jahre nach, die im Gegensatz zum Mainstream der postkolonialen Debatte nicht die grundlegende Rolle des Marxismus bei der Entwicklung von Kolonialkritik negierten, sondern Marx zum Teil ihrer intellektuellen Auseinandersetzung mit der kolonialen Vergangenheit Lateinamerikas machten. Der von einigen hierbei gestellten Frage, inwieweit es sich bei diesen Debatten nicht nur um einen Marxismus in Lateinamerika, sondern einen lateinamerikanischen Marxismus handelte, entgegnet Meyer, dass eine derartige „Essentialisierung und Exotisierung“ den Beitrag und das Selbstverständnis ihrer Akteure und Stimmen als „Teil des Marxismus als globales Phänomen“ negiert (S. 156). Jörg Goldberg widmet sich in seinem Beitrag der Bourgeoisie bei Marx und Engels. Dabei stellt er die Frage, inwieweit diese tatsächlich eine universelle Voraussetzung wirtschaftlichen Fortschritts ist, als die sie in Bezug auf den entwickelten Kapitalismus – gemeinhin gleichgesetzt mit der euro-amerikanischen „Moderne“ – angenommen wird. Der Aufstieg des globalen Südens stellt diese Universalität in Frage, da dort eben nicht die Bourgeoisie als Agentin von Kapitalakkumulation und Wirtschaftswachstum wirkt, sondern oftmals mittelbar oder unmittelbar der Staat oder Agenten, „deren Aneignungsweise nicht primär auf Privateigentum, sondern auf politischer Macht beruht“ (S. 198).

Der dritte Teil des Buchs ist schließlich ein *Zooming-in* auf die Entwicklung in den Ländern China, Indien und Südafrika. Felix Wemheuer skizziert in seinem Beitrag die Funktion des Systems des Klassenstatus in der Volksrepublik China. Nach einem Exkurs der Klassendefinition bei Marx und Lenin sowie der Klassenfrage im Stalinismus legt Wemheuer die Entwicklung der politischen und ökonomischen Kriterien im Klassenstatus-System und die wandelnden Implikationen der Klassenbewertung auf den einzelnen Menschen in Verlauf der Mao-Ära dar. Obwohl das System nach Maos Tod in den 1980er Jahren abgeschafft wurde, ist Wemheuers Beitrag heute von besonderer Signifikanz: Zum einen verkörpert der Präsident und Parteivorsitzende Xi Jinping die immer wieder vehement verteidigte „Blutslinientheorie“ der elitären Rotgardisten der ersten Stunde, erst recht nach der Abschaffung der Amtszeitbegrenzung 2018. Zum anderen ist China derzeit dabei, mit dem Sozialkreditsystem ein neues Statussystem einzuführen, das in vielen Bereichen Parallelen zum Klassenstatus-System befürchten lässt. Der Beitrag von Josef Gregory Mahoney widmet sich der Rolle und Bedeutung des Marxismus in China in der Post-Mao-Ära. Entgegen verbreiteter Annahmen, so Mahoney, starb Marx in China keineswegs mit Mao, sondern existiert weiter, und zwar in mehr Dimensionen als zuvor: als kontinuierlicher Partei-Marxismus, theoretischer (Post-) Marxismus, in Verbindung und in Konkurrenz mit konfuzianischen Konzepten oder in denjenigen, die morgens im Park rote Lieder singen. Damit trifft Gregory zweifellos den Nerv der (chinesischen) Zeit, nicht zuletzt angesichts der jüngsten Kritik der marxistischen Studierendengruppen der Renmin-Universität an den Arbeitsbedingungen in südchinesischen Fabriken und ihrer Arbeitskampfaufforderung an die Arbeiter*innen – die implizit die Interpretations-Hoheit des Marxismus durch die Partei in Frage stellte und alsbald niedergeschlagen wurde. Christian Strümpel analysiert in seinem Beitrag die Verschränkung von Klasse, Kaste und ethnischer Identität in Indien. Am ethnografischen Beispiel des Stahlwerks Rourkela im Staat Odisha zeigt Strümpel, wie die ehemals autarke Adivasi-Minderheit langfristig in Verslummung abglitt, indem sie doppelte „Akkumulation durch Enteignung“ erlebte: Beim Bau des Stahlwerks, als ihr Land tatsächlich enteignet wurde, und im Zuge der vom Internationalen Währungsfonds (IWF) geforderten Restrukturierung in den 1990er Jahren, als die ihr zugesicherten staatlichen Arbeitsplätze wegfielen. Reinhard Kößler schließlich stellt in seiner Diskussion der globalen Entwicklung von Arbeitsverhältnissen unter besonderer Berücksichtigung Südafrikas die Aktualität der Bourgeoisie-Proletariat-Binarität in Frage.

Insbesondere angesichts der durch Informatisierung von Arbeitsverhältnissen gekennzeichneten Transformationen im globalen Kapitalismus spricht er sich für den Begriff des Prekariats aus. Dieser könnte die Herausforderung beantworten, eine Vielfalt von Verhältnissen zu konzeptualisieren, in denen ein „normalisiertes“ (unbefristetes) Arbeitsverhältnis ein Privileg ist oder zunehmend zu einem wird.

Der Band, so der Herausgeber, will eine neue Auseinandersetzung mit Marxismus im globalen Süden stimulieren, aber auch zu einer kritischen Betrachtung des globalen Kapitalismus anregen. Durch Auseinandersetzung mit postkolonialer Theorie, marxistischen Konzepten und Länder-*Case-Studies* ist es den Verfassern gelungen, zahlreiche Facetten zu beleuchten – und ja, zum Denken anzuregen. Denn in Verbindung mit den jüngsten globalen Entwicklungen – der Wahl Donald Trumps durch tatsächliche und gefühlte Globalisierungsverlierer, dem jüngsten Aufwind der amerikanischen Sozialisten, dem Clash der marxistischen Studiengruppen in China mit der Partei, den Herausforderungen durch Migration und Klimawandel – führen sie den Leser*innen eines vor Augen: „Development is not about ‘them’, it’s about ‘us’“. Daher stimme ich dem Herausgeber zu: Es wäre zu begrüßen, wenn die Geisteswissenschaften die Welt wieder als Ganzes sähen – und sich einmischten.

Marina Rudyak

Asad Durrani: Pakistan Adrift. Navigating Troubled Waters

London: Hurst, 2018. XX, 273 S., 27,29 EUR

Die pakistanisch-deutschen Beziehungen sind traditionell gut bis sehr gut, wenn auch nicht intensiv. Die Literatur dazu ist wenig ergiebig. Wenn also ein ehemaliger pakistanischer Botschafter in Deutschland seine Autobiografie vorlegt, sollte sie von besonderem Interesse sein. Generalleutnant Mohammad Asad Durrani war an der Hamburger Führungsakademie der Bundeswehr während seiner Generalstabsausbildung 1975, Militärattaché von 1980 bis 1984 und Botschafter von 1994 bis 1997. Er ist später immer wieder in Deutschland gewesen, auch um Vorträge zu halten – auf Deutsch. Interessant sind seine Eindrücke aus der Zeit der Wiedervereinigung, die er im Kapitel „In the land of the Teutons“ beschreibt, aber auch seine Analyse der Entwicklung der politischen, wirtschaftlichen, kulturellen und militärischen bilateralen Beziehungen und ihrer wichtigsten Protagonisten seit der Zeit der (Militär-) Regierung unter Ayub Khan. Zur pakistanischen Gemeinde in Deutschland bemerkt er, dass die Mehrheit der (damals) 34.000 Landsleute wahrscheinlich Ahmadiyyas waren, weil die Regierung des Gastlandes ihre Forderungen (*claims*) eher als berechtigt (*more genuine*) betrachtete. (S. 66)

Internationales Aufsehen erregte der Verfasser aber durch ein anderes Buch, das er kurz vorher mit seinem indischen Kollegen, dem ehemaligen Chef des Research and Analysis Wing (RAW), unter dem provokanten Titel „The Spy chronicles. RAW, ISI and the illusion of peace“ herausbrachte (Noida: HarperCollins, 2018), eigentlich ein langes Interview des indischen Journalisten Aditya Sinha mit den beiden Geheimdienstchefs. Dieses Buch brachte ihm erheblichen Ärger ein: Seine Pension wurde gestrichen und er wurde auf die Liste der Personen mit Ausreiseverbot gesetzt. Das beträchtliche internationale Interesse an Durranis Buch ist denn auch der Tatsache geschuldet, dass er vor seinem unfreiwilligen Wechsel in den diplomatischen Dienst einer der ranghöchsten Militärs und für zwei Jahre Chef der Inter-Services Intelligence, des geheimnismutterten Geheimdienstes seines Landes war, in einer Zeit des Übergangs von der Militärdiktatur zu einer Zivilregierung. Was die beiden Bücher interessant

macht, sind keine Insider-Stories, die zu einer Revision der Geschichtsschreibung führen, sondern Lektionen in Realpolitik. Wer mehr über den ISI wissen möchte, sei auf die Bücher von Owen L. Sirrs („Pakistan's Inter-Services Intelligence Directorate“, Milton Park: Routledge, 2017) und von Hein G. Kiessling, dem langjährigen Leiter des Büros der Hanns Seidel-Stiftung in Islamabad („Faith, Unity, Discipline. The Inter-Service-Intelligence (ISI) of Pakistan“, London: Hurst, 2016) verwiesen.

Durrani's Aufstieg wurde beschleunigt, nachdem Präsident General Zia Ul Haq 1988 bei einem Flugzeugabsturz zusammen mit einigen seiner höchsten Generäle und dem amerikanischen Botschafter unter bis heute ungeklärten Umständen ums Leben gekommen war, kurz nachdem sich die USA und die Sowjetunion in Genf auf ein Ende ihres Engagements in Afghanistan geeinigt hatten. Das Abkommen war vom pakistanischen Premierminister unterzeichnet worden, ohne Billigung durch Zia. Nachfolger wurde entsprechend der Verfassung der Präsident des Senats, Ghulam Ishaque Khan, der Durrani mit Billigung des Militärs zum Generaldirektor des ISI machte; vorher war er bereits Generaldirektor des Militärgeheimdienstes gewesen.

Der ISI ist eine reine Militärorganisation, wie der Verfasser betont: Er ist eine Abteilung der Armee, geführt von Offizieren, die regelmäßig abgelöst werden, im Gegensatz zum indischen RAW, der nicht dem Militär untersteht und von Zivilbeamten geführt wird. Trotzdem hält sich die Fama, es handele sich beim ISI um eine Geheimorganisation, die eine eigene Politik verfolge, oder sogar um einen Staat im Staate. Durrani sieht die Dinge nüchterner. So schreibt er zum Beispiel, dass Indiens Einfluss auf Afghanistan überschätzt wird. Zwar hätten die Indier, und das seit langem, vier Konsulate und wären auch mit Spionage beschäftigt, aber dies sei die Norm (S. 190). Die Entscheidung Pakistans, bereits vor dem Krieg mit Indien von 1965 „Eindringlinge“ (*infiltrators*) in den indischen Teil Kaschmirs zu schicken, tadelt er als nicht durchdacht (S. 195).

Für den vielleicht faszinierendsten Aspekt der Rolle des Militärs in Pakistan hält er, dass immer, wenn es die politische Macht übernimmt, auch wenn es das Land besser verwaltet, es Wirtschaftserfolge liefert und es im Ausland einen guten Eindruck hinterlässt, es alsbald die Bodenhaftung verliert und schließlich von den selben Kräften ersetzt wird, die es eigentlich fern halten wollte, so unter Ayub Khan und Yahya Kahn, Zia ul Haq und Musharraf (S. 127).

In diese nüchterne Betrachtung fällt auch ein mit „Mea Culpa“ überschriebenes Kapitel (S. 241 ff.), in dem sich Durrani mit seinen vielen Fehlern in einer langen Karriere auseinandersetzt. Der Vorwurf, sich in die Politik einzumischen, hatte 1993 zu seiner vorzeitigen Entlassung aus dem Militärdienst geführt und ihn den ‚vierten Stern‘, die Beförderung zum General, gekostet. Dass er statt dessen „nur“ Botschafter in Saudi Arabien wurde, schmerzt ihn noch heute. Selbstkritisch schreibt er, dass zu viele den Versuchungen der Macht erlegen sind („So many of us who have tasted power suffer from hubris.“). Dies gelte auch für Musharraf, Pakistans letzten Militärdiktator, der meinte, mit dem Mord an dem Balochi-Stammesführer Bugti ungestraft davonkommen zu können (S. 244).

Das Buch schließt mit fast philosophischen Überlegungen: Wie konnte es passieren, dass von Pakistans einst so hohen Wachstumsraten fast nichts mehr zu sehen ist? Die Verteidigungskräfte, so seine abschließende Einschätzung, trugen nur in einem begrenzten Maße zur grundlegenden wirtschaftlichen Entwicklung (*grass roots development*) mit nicht-militärischen Mitteln bei (S. 258). Das Buch ist nicht nur den an Pakistan interessierten Leserinnen und

Lesern zu empfehlen, sondern allen, die sich mit der Rolle des Militärs in der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung auseinandersetzen.

Wolfgang-Peter Zingel

Paul Chambers and Napisa Waitoolkiat (eds.): Khaki Capital. The Political Economy of the Military in Southeast Asia

Copenhagen: NIAS Press, 2017

Political power comes “out of the barrel of a gun”, Chairman Mao (1965: 225) is frequently quoted as having said. The cover of this collected volume spots a variation: “Economic power ‘out of the barrel of the gun’”. This lays the foundation of what the work is about, namely the economic activities of militaries in Southeast Asia, viewed from a political economy perspective. Complicated relations between the military and civilian administrations mark all the countries in the region, albeit to differing degrees. Hence the collection discusses an important topic: The way in which military’s involvement in the economy gives it political leverage and insulates it from civilian control and budgetary decisions. This economic activity of the military takes different forms – legal or illicit, formal or informal – and is subsumed as “khaki capital”, as defined in the introductory chapter. Khaki capital appears in many different sectors of the economy, be it telecommunication, agriculture or construction works. It is used to finance standing armies, provide social security to veterans, but also to enrich high-ranking officers and to give the military more weight within society. Overall, it gives the armed forces a decisive advantage in the “tug-of-war” (p. 10) between military and civilian politics that mark at least some Southeast Asian countries. The general hypothesis is that the higher the influence and political power of the military within a society, the more khaki capital will be accumulated and the less transparent it will be (p. 9–10).

Building on earlier work by Janowitz (1988), the introduction provides a typology of altogether six regimes, including authoritarian-mass party, (semi-)democratic competitive, as well as civil-military coalition and military oligarchy. These types can be found again in the seven case study chapters which each focus on one single country: Thailand, Myanmar, Vietnam, Cambodia, Laos, Philippines and Indonesia.

The methodological approach is based on historical institutionalism, which allows the systematic tracing of developments over time, highlighting historical legacies, path dependencies and critical junctures as analytical instruments. This hands the individual authors working tools to interpret historical processes and causalities. The book de-emphasizes cultural issues in favour of a straightforward political economy approach, underlining the impression that the editors intended and achieved theoretical stringency. While this editorial decision may have left some questions unanswered, overall, the collection benefits from this theoretical rigour.

After the introductory chapter establishes the main concepts, the next chapters comprise country case studies. It is only fitting that Thailand and Myanmar present the first case studies, as these are the two countries in which the political power of the military is currently most expressed. While Thailand can be classified as a military oligarchy, at least since the 2014 coup, Myanmar after the 2011 opening is characterized by civil-military coalition; constitution, distribution of political power and its strong economic connections secure a prominent role of the military in Myanmar’s society. In Vietnam and Laos, the respective communist party controls the state and also the armed forces, which have grown out of the military wing. Hence there is a very close interconnection between military, party and state apparatus. In both cases

the military plays a strong role beyond defence, namely in development and construction activities, but ultimately, the party is the institution that retains control; hence khaki capital cannot be said to provide the military with autonomy vis-à-vis the civilian bureaucracy. In Cambodia, the security forces act as clients of Prime Minister Hun Sen's patrimonial system. Paul Chambers gives a detailed description of the nature of this clientelist relationship within a personalist, authoritarian regime type.

In the Philippines and Indonesia, a different picture emerges. In these countries, civilians have made inroads to curb the capacity of the military to influence politics. Yet still, the military retains a strong position, which is supported by its role in combating regional insurgencies. In the Philippines, unaccountable budgets point to the limits of civilian control over military activities. Indonesia appears to be an example of successful military reform, yet Jun Honna argues that khaki capitalism provides a stark motivation for the military to hold on to economic power after democratisation.

All the case study chapters excel through expertise and dedication to historical depth. They focus on qualitative approaches, given that data on military forces are delicate matters and thus not always easy to come by.

In conclusion, the collection deserves widespread recognition as a relevant work on the political economy of armed forces. The theoretical framework advanced here is applicable beyond the regional scope of the book. It would be highly interesting to use "Khaki capital" as an analytical lens to look at authoritarian countries like Iran or Egypt, but also at post-conflict democracies like Sri Lanka.

Sören Köpke

Omnibus review: Intergenerational Relations, Filial Obligation and Eldercare in Contemporary China

Fang Cao: Elderly Care, Intergenerational Relationships and Social Change in Rural China

Singapore: Palgrave Macmillan, 2019. XIX + 199 pp.

Patricia O'Neill: Urban Chinese Daughters: Navigating New Roles, Status and Filial Obligation in a Transitioning Culture

Singapore: Palgrave Macmillan, 2018. XIII + 338 pp.

Lin Chen: Evolving Eldercare in Contemporary China: Two Generations, One Decision

New York: Palgrave Macmillan, 2016. XVII + 213 pp.

As a rapidly ageing society China is facing growing eldercare problems. To address these, the government is, *inter alia*, promoting the core cultural value of filial piety (*xiao*). The three recently published books under review in this article examine how filialness has fared under the impact of modernization, increasing mobility, rising educational attainment etc. Fang Cao's concise book is a classical ethnographic study the author conducted in her native village in Henan Province, northern China. Her focus is on examining the changes in intergenerational relationships and patterns of eldercare in the context of larger social changes such as industrialization and massive rural-to-urban migration. She draws theoretical inspiration from Carol Smart's personal life approach and David Morgan's family practices approach, while clearly positioning herself as a critic of the individualization thesis developed by Ulrich Beck,

Anthony Giddens and others, and applied to China most prominently by Yunxiang Yan. In contrast to the latter, she claims to paint a more nuanced picture of changes in intergenerational relations that goes beyond progressive individualization and a concomitant decline in family cohesion and responsibilities. She first gives a historical account of the research setting, Dougou Village. She traces the different generations of dwellings that bear testament to the accelerated economic development of the reform era and lays out social assistance programs that exist in this rural locality. After thus setting the scene, she delves into the discussion on cultural constructions of filialness. At the core of the villagers' understanding of this concept is material well-being — obedience on the part of the younger generation, in particular the daughters-in-law is, however, no longer necessarily a part of it. This is a clear departure from earlier times, when filialness strictly mandated the superiority of the elderly generation in the social hierarchy. Another notable shift is the increased roles played by daughters in providing material, instrumental and emotional care for their natal parents. This may go as far as housing them. Yet, towards the end of their days elderly parents in Dougou will always be relocated to a son's house, since dying at a daughter's place would represent a loss of face. Interestingly, "unfilial behavior" negatively reflects on both children and parents alike as the latter may be blamed for failing to raise their children properly.

This indicates that obligations also cut both ways: contemporary parents are expected to fulfil their duties towards the children — most importantly their sons — just as the latter have to take care of their elderly parents. For rural parents this means, first and foremost, to provide each son with a house and pay a bride price so that they can get married. This burden has considerably increased over the four reform decades. Having several sons — formerly enhancing a family's social standing — therefore turns into a costly proposition. Moreover, labor migration has fundamentally changed intergenerational relationships. Nowadays, it is the younger ones who possess greater earning power and, thus, higher status compared to the old. On top of that come the very practical challenges of providing care and assistance to aging parents in "spatially ruptured" families. This leads to flexible adjustments in family practices — meticulously described in this study — but often also to (relative) neglect of the elderly. In fact, the author argues that the elderly have become marginalized in rural society. Cao critically reflects the prevailing discourse that views this outcome as indicative of a "moral crisis" in China. In her final analysis, filial piety is being transformed rather than eroded. For her this is the result of larger social and historical transformations rather than a moral failing. Against this background, her adamant rejection of the individualization thesis is problematic. It is based on a simplistic rendering of this concept as predicting a linear reduction of traditional attitudes and a complete setting-free of the individual from all social bonds. Like other critics of this theoretical perspective, such as Jack Barbalet, she thereby fails to recognize that individualization theorists themselves highlight that disembedding will be accompanied by reembedding in transformed social commitments. Cao builds on Neil Gross' distinction between "meaning-constitutive" and "regulative traditions" to argue that while the former are still largely intact, only the latter were in decline. Yet seeing family values as part of "meaning-constitutive" traditions is unconvincing. "Regulative" traditions are defined as "those that involve the threatened or actual exclusion of an individual from some moral community" (Gross cited on p. 164): Cao's book provides ample evidence that both parental obligations and filial piety continue to fit that definition in rural China. Despite these finer points on the theoretical interpretations there is little to criticize about this fine study that adds considerably to our understanding of the rapid changes engulfing rural Chinese society.

That said, the rural picture needs to be complemented with a look at urban society, as it is provided by Patricia O'Neill's book. Her sociological study comes in a different style and is more schematically structured, although she also gives considerable room to the narratives of her respondents. Her study group are what she calls "Chinese daughters" — in fact, ethnic Chinese women living in Singapore, Hong Kong and Kunming, Yunnan Province. Thus, she is interested in understanding changes in "the Chinese family" in a fairly wide sense that goes well beyond Mainland China (though this is not evident from the title). The three study locales share a number of parallel socio-economic developments such as rising educational levels (especially noteworthy for women), aging societies and increased mobility. Her main research question is why Chinese daughters would still hold on to filial obligations and be willing to provide eldercare given all that has changed. Specifically, she tackles motivations for caregiving, the role of personal relationships between caregiver and recipient and the actual care arrangements. She also addresses the thorny question of why and under which circumstances care may be withheld or delegated to third parties (domestic helpers or institutions).

But before the empirical chapters start, the book opens with three lengthy chapters (over 150 pages) discussing the history and recent scholarship on filial piety in Asia, theories on care provision in Asia and the West as well as the authors own "typology of support and care." The latter provides a useful framework for the remaining empirical chapters in distinguishing different phases. It starts with "support" that involves daughters helping parents to take care of themselves without "hands-on care work" (e. g. through instrumental help and emotional backing). O'Neill's focus here is on motivations and she finds that "structural norms" (filial piety) remain strong as motivating factor, especially when parents-in-law are concerned or the parent-daughter relationship is generally strained. However, many of her respondents are helping based on "relational norms" (gratitude, affection, love) or mixtures of both types. Gratitude is most strongly felt for their own parents' contribution to the daughters' education, which in turn enables daughters to provide for themselves as professionals. With respect to parents-in-law, relational norms only play a part insofar as the daughters think of their husbands when providing them with support. The second phase, temporary care, poses greater demands on daughters as it is frequently connected to short-term emergencies. This will often require more "emotion work" (Arlie Hochschild's well-known concept) to bring in line the daughters' actual feelings with what they think they ought to feel. For temporary care, which is short-term by definition, O'Neill found limited reservations on the part of daughters. Instead, in emergency situations almost all were willing to help, though they had to cope with repercussions to their work lives, which in turn are fundamental to their self-identities as modern women.

The situation was radically different with respect to open-ended caregiving for aging parents. Here, the daughters portrayed in the book had to sacrifice much more and often experienced severe caregiver's burden. This is why O'Neill's analysis at this stage highlights how care relationships evolve under different motivational scenarios. Again, open-ended caregiving will regularly involve strenuous emotion work. The final phase of the typology is reached when daughters can no longer bear the burden and seek to outsource care. This is, however, far from easy. Although foreign domestic helpers have become a norm in the societies of Singapore and Hong Kong, employing rural (let alone foreign) domestic helpers for eldercare remains much less common in Kunming. And even when the elderly are institutionalized, families feel obligated to spend considerable time providing care and support for them (either personally or through a maid as proxy). In fact, in some cases described by O'Neill the daily commute to the care home causes considerable caregiver's burden for the daughters too.

In conclusion, she argues that Chinese family norms are clearly in transition: The interpretation of what filial piety means was evidently individualized. Nevertheless their commitment to filial obligation remained strong. This commitment seems to be mostly driven by relational rather than structural norms and in a clear departure from earlier times “there was choice where none existed before” (p. 298). When Chinese daughters sacrificed and engaged in emotion work to live up to expectations it was for the most part their own expectations of themselves rather than those of wider society. In other words, they did so because that is part of who they are or want to be. This increasing optionality and the strong role of self-identity construction contrast sharply with Fang Cao’s rejection of the individualization thesis. Furthermore, an interesting finding that O’Neill comes up with at several junctures in her study is the role of religion, more specifically Christian faith. For many of her respondents Christian norms at the least supplement and strengthen traditional Confucian notions of filial obligation — in some cases the former even supplant and replace the latter. Obviously, the notion of filiality is undergoing complex transformation in contemporary Chinese societies.

While O’Neill’s study is well-structured and clearly argued, it is also replete with repetitions. And whereas the case selection of three “Chinese” cities is in itself an interesting approach, the author regularly fails to identify clearly from which of the three study settings an individual quote comes.

This is not an issue for the third book under scrutiny here, since Lin Chen’s study focuses exclusively on Shanghai, one of the most quickly aging cities in China. Chen’s approach also differs from O’Neill’s in that she studies the decision to institutionalize an elderly parent in a nursing home from the perspectives of both generations involved. Her qualitative study is based on separate interviews with twelve parent-child dyads, sampled from a government-run nursing home. After introducing the social context of China’s aging society and care crisis, she first describes this care home in more detail. Like the other authors one of her primary interests is understanding how filial piety figures in these families’ decision to place their elderly in a professional care institution. The conceptual framework of this study consists of four components, namely crisis theory, intergenerational communication, uncertainty management theory and life course perspective. From each, one hypothesis regarding the decision process is derived to guide the analysis. In all twelve sample families, institutionalization was preceded by a period of co-residence by elderly parents and their adult children. The basis of such arrangements (at least implicitly) commonly was an exchange of real estate for care. More often than not, however, this led to conflicts between the two generations or among siblings. The one child receiving the parents’ home (often the eldest son) was invariably seen as responsible for providing care, so other siblings may simply refuse to contribute. Between parents and children there were varying views on what kind of care was owed to meet filial obligations: children may provide only instrumental care, but no emotional support — quite in contrast to O’Neill’s findings. Moreover, Chen interprets the exchange of real estate for eldercare as a violation of filial piety (p. 68), whereas Cao, as seen above, sees this same exchange as proof that the traditional norm of intergenerational reciprocity was still intact. Their findings converge, however, regarding what Chen calls the “caregiving gender paradox”: while parents often name a son as their primary caregiver, in fact, the hands-on care is usually provided by a daughter-in-law.

Turning to the decision-making process, Chen develops a useful typology of families along two dimensions: whether the elderly themselves or their children proposed institutionalization, and whether instrumental or psychological needs were at the center of the consideration. Although some elderly are proactive, she generally finds a power imbalance favoring adult

children. However, the latter rationalize their choices by foregrounding concerns for better health and geriatric care in professional nursing centers compared to their own homes. Chen demonstrates that adult children go to great lengths to select the right nursing home, also considering their parents' preferences. Somewhat paradoxically, although the parents' role in institutionalization decisions was mostly marginal, after an admittedly sometimes-difficult period of adjustment many of them reported positive effects of their relocation. These included better physical and mental health statuses as well as feelings of belonging regarding the nursing home community and even empowerment. Ironically, they regained some control over their own lives through being institutionalized, whereas previous periods of co-residency with children were often mired in tensions and family conflicts.

Based on their experiences as caregivers the adult children in this study, all from China's baby boom generation that was only allowed to have one child, foresee that their own single children will be unable to shoulder caring for themselves in old age. They have come to accept the harsh reality that they might be the last Chinese generation to practice filial piety in the sense of providing family-based care. Their hope is that the supply of decent (i. e. government-run) nursing homes will improve until their time comes. Since O'Neill's respondents from Singapore and Hong Kong also indicate they were unwilling to pass on to the next generation the same values of filialness they themselves found bound to follow, this intergenerational value shift cannot be explained by the one-child policy alone. Instead it represents an adaptation to a complex cultural transition. Taken together these three books present fascinating insights into this ongoing process of social change.

Björn Alpermann

Hartmut Walravens (ed.): Herbert Muellers Forschungsreise nach China 1912–1913. Aus den Akten und Korrespondenzen neu bearbeitet und durch historische Fotos ergänzt

Wiesbaden: Harrasowitz, 2017. 219 S., 54 EUR

Recent research on German sinology in the 20th century (see Hartmut Walravens 2010, 2016; Mechthild Leutner 2013, 2014, 2016) has revealed and highlighted many hitherto unsung heroes of the craft. Even among these, the name Herbert Mueller (1885–1966), the subject-cum-protagonist of Hartmut Walravens' new edited volume, does not necessarily ring a bell. Mueller's many contributions to research on Chinese culture, his groundbreaking work as a curator for the East Asian collection of the Berlin Königliches Museum für Völkerkunde, and even his early exposé (1914) outlining the necessity and benefits of a German research institute in Beijing (an exposé, which was, among others, signed by Richard Wilhelm) are not part of German common sinological knowledge today. The often striking sinophilia, or even siniification of Mi Laoye, as he was called by the Chinese and his German and European friends alike, was evident in his broad activities and his interests in Chinese art and culture, his private life choices, and in much of his fiction (see "Der Päan auf Peking", this edition). His eventual descent into (sinological) oblivion is mostly due to the tragic circumstances surrounding his life and career, which were upset and eroded by two world wars, a five-year groundless internment in the Landsberg penitentiary, and the loss of his Chinese family and private collection of books and art. Yet perhaps it was also his criticism of the state of German sinology in 1911 and 1919 respectively (Walravens 2017: 167), and his active, and disillusioned, retreat from this field, that contributed to this oblivion.

In his new and extended bio-bibliographical portrait Hartmut Walravens sorts through the remnants of Mueller's intellectual life to craft a collage of publications, photos, press clippings, and correspondence, which in turn help to better understand the personal and professional dimensions of the life and career of a sinologist often frustrated by the political turbulences of the early 20th century. Walravens regards this new edition as a vital complement to his first bio-bibliographical sketch, "Herbert Mueller (1885–1966), Sinologe, Kunsthändler, Jurist und Journalist. Eine biobibliographische Skizze." (Berlin: Bell 1992). Material such as photographs of Mueller's work in China are now included, while the bibliographies and descriptions of book collections in German archives, which were part of the first bio-bibliographical edition, have been omitted. The (new) archival materials, which partially focus on the years 1912–13, are loosely summarized under twelve separate chapter headings. These include a short preface; biographical notes from different sources, including a list of sources on Mueller; Mueller's comprehensive reports on his research trips to China for the Museum für Völkerkunde; an overview of Mueller's Chinese audio recordings; a chapter on the kidnapping of Mueller; a chapter on the state of German sinology; two chapters summarizing Mueller's newspaper articles, and four chapters of correspondence (Berthold Laufer, Landsberg, Wilhelm Bode, also der Fall Stein). The edition closes with an index of names.

Laudable though this edition may be, it lacks overall coherence and does not offer the reader a common thread through the heterogeneous assortment of texts. This is true both for the choice and organization of the materials, and for the overall lack of a guiding, structured commentary within the respective chapters. The collage-like character of the book makes it hard to understand the various texts in their context and adds to a sense of disorientation regarding the origin and background of the materials presented. Even Walraven's preface unfortunately does not move beyond a few general remarks on Mueller's life and oeuvre within the defined time frame. (The editor in fact never explains his rationale for the somewhat misleading title as the materials included cover a much longer period of time than the years 1912–13.) The general overview provided in the preface also fails to include cross-references to specific chapters or sections within chapters. One such example is the afore-mentioned exposé for the Beijing research institute from 1914. The preface, which first mentions Mueller's exposé, includes no reference to the correspondence between Mueller and Wilhelm Bode reprinted in chapter "Fünf Briefe an Wilhelm Bode". Moreover, Mueller's recordings in China are listed on two pages without any description or explanations as to their context, date and place of origin. On a more positive note, Walravens' at times irritating mode of presentation allows readers to draw their own conclusions from Mueller's work and life.

Despite these drawbacks, Walravens' volume of hitherto unpublished material not only complements an at best fragmented biographical sketch of one of Germany's early sinologists of the 20th century, but it also helps to posthumously establish Herbert Mueller as a key figure in the early history of the East Asian collection of the Berlin Museum für Völkerkunde. As such, it rehabilitates Herbert Mueller as a pioneering sinologist, who never received as much as an obituary from one of his colleagues.

Generally speaking, this edition can be regarded as part of a larger body of work by Helmut Walravens, which seeks to do justice to the oeuvre of early German sinologists. The German and international sources compiled in this and his earlier publications are an indispensable tool for understanding 20th century German sinology, early German research on China, and early German-Chinese relations.

Madlen Kobi: Constructing, Creating and Contesting Cityscapes. A Socio-Anthropological Approach to Urban Transformation in Southern Xinjiang

Wiesbaden: Harrasowitz, 2016, 214 S., 38 EUR, ISBN 9783447105903

Die Dissertation der Schweizer Ethnologin befasst sich mit Aspekten der Stadtentwicklung in Aksu und Kashgar, zwei Oasenstädten des südlichen Xinjiang. Sie beruht auf zehn Monaten Feldforschung in den Jahren 2011/2012. Dieser Zeitabschnitt liegt etwa ein Jahrzehnt nach Beginn der großen Westerschließung und des nationalen Urbanisierungsprogramms, zwei Jahre nach den blutigen Konflikten zwischen Uiguren und Han-Chinesen in Urumqi, zwei Jahre vor der Proklamation der *One Belt-one Road*-Strategie durch Xi Jingping und fünf Jahre, bevor Chen Quanguo, Parteisekretär für Xinjiang, gewaltsam die Zerstörung der kulturellen Autonomie der muslimisch-turksprachigen Bevölkerung einleiten wird. Dieser historische Kontext verleiht der Arbeit einen besonderen Stellenwert.

Es bleibt offen, wie es der Autorin gelang, die Zustimmung für den ungewöhnlich langen Forschungsaufenthalt in einer politisch so delikaten Situation zu erhalten: Ein Bündel von Faktoren dürfte das Plazet für diese vermeintlich unverfängliche Forschung begünstigt haben: Eine Frau aus der außenpolitisch geschätzten Schweiz beschäftigt sich mit dem Alltag der BewohnerInnen von Aksu, einer Stadt, die in China als Modell erfolgreicher Modernisierung gilt und nicht die fragwürdige internationale Prominenz von Ürümqi oder Kashgar genießt.

Das heutige Aksu gründet auf einer gelungenen Militärkolonisation durch das Produktions- und Aufbaukorps unter extremen Naturbedingungen. Dank der Lage am Oberlauf eines Flusses ist Wasser unbeschränkt verfügbar. So kann hier ein Städtebau verwirklicht werden, der sich kaum von seinen Vorbildern im östlichen Kernraum Chinas unterscheidet. Wie erlebt die Bevölkerung diese „Turbo-Urbanisierung“? Für Kobi bildet deren physisch-materielle Dimension nur eine Ebene der Wahrnehmung. In Anlehnung an Henri Lefevre (2005) geht es ihr auch um die soziale und symbolische. Sie will die wechselseitige Durchdringung dieser drei Dimensionen in ihrer räumlich-zeitlichen Dynamik herausarbeiten, die sich hier vor allem als inter-ethnische Polarisierung äußert, d. h. als zunehmende Marginalisierung der türkisch-muslimischen Bevölkerung durch die Han-chinesische Zuwanderung, letztere gestützt auf den normensetzenden, allmächtigen Staatsapparat. Der Entstehung neuer Stadträume, neben und mit der Transformation der alten, ist verbunden mit der Herausbildung von Orten, sei es, wie sie die verschiedenen Stadtbewohner als Individuen und Kollektive in ihrem Alltag erleben oder wie sie als Narrative bewusstseinsbildend wirken.

Einleitend entwickelt Kobi mit Bezug auf die internationale soziologische, anthropologische und geografische Diskussion die theoretisch-methodischen Grundlagen ihres Vorgehens, besonders die genannte Dialektik zwischen *space* und *place* (Raum und Ort). *Cityscape* skizziert sie als visuelles Substrat ökonomischer, sozialer, politischer und kultureller Repräsentation. Es folgt eine Zusammenfassung „The Political Economy of Urban Development in Xinjiang“ (29 S.), wie sie bisher fehlte. Hier stellt Kobi die Urbanisierung dieses Grenzraumes im Prozess der Territorialisierung und Integration in den chinesischen Zentralstaat vor.

Das dritte Kapitel ist ihrem eigentlichen Untersuchungsraum, der Stadt Aksu, gewidmet. Kobi arbeitet zum einen mit Interviews und teilnehmender Beobachtung. Sie hatte Gespräche mit etwa 270 Menschen (125 Uighuren, 145 Han). Zitate aus den Gesprächsprotokollen beleuchten lebendig und anschaulich die Wahrnehmung der Transformation des Stadtraumes aus den verschiedensten Perspektiven. Zum anderen bediente sie sich der erprobten Methode des Kartierens, um die für sie wichtigen Phänomene systematisch zu verorten. Kobi kartierte einen Stadtraum von ca. 4 x 5 km²! Das Ergebnis bildet eine Kartenserie, in der der status quo der

schnell wachsenden Stadt festgehalten ist. Aksu erweist sich als pars pro toto: Investoren, Planer und Bauunternehmer übertragen – unterstützt von der Stadtverwaltung – standardisierte Bauprojekte aus den Küstenprovinzen in das Wüstenmilieu. Aus Sicht umgesiedelter uigurischer Altstadtbewohner und vom Dorf Zugereister ebenso wie der neuen Han-Immigranten und Angehörigen der arrivierten Mittelschicht beschreibt die Autorin, wie sich die Mechanik dieser Akteurskonstellation vor Ort auswirkt.

Im vierten Kapitel schildert Kobi, wie ethnische Identitäten in den verschiedenen Typen des städtisch-öffentlichen Raumes gelebt werden. Auch in Aksu verstärkt sich die Tendenz zur Segregation mit zunehmender Immigration. Die Bewohner praktizieren, je nach ihrer individuellen sozio-kulturellen Situation durch die Auswahl bevorzugter und gemiedener Orte oft unsichtbare ethnische Grenzen. Dabei wirken Esskultur und religiöse Praxis trennend. Räume der Erholung und des gehobenen Konsums hingegen begünstigen eine gewisse Annäherung. Als Beleg stellt Kobi zwei moderne öffentliche Räume vor, wie sie heute in beinahe jeder chinesischen Stadt zu finden sind: den Grünzug entlang des Dolan-Flusses und den sogenannten Jahrhundert-Park. Beide werden auch von Uiguren aufgesucht. Andererseits besuchen auch Han-Chinesen als alltägliche Konsumenten oder Touristen uigurische Basare.

Das fünfte Kapitel befasst sich mit der Kommerzialisierung des Wohnens und dem Strukturwandel der Wohngebiete. Im Falle der uigurischen Tradition geht es um den Bedeutungsverlust der religiös-moralisch verbundenen Mähällä-Gemeinde und bei den han-chinesisch dominierten Wohnquartieren um den Übergang von den Danweis der Mao-Zeit zu den heute vorherrschenden *xiaoqu* als chinesischer Variante einer *gated community*.

Bis hierher widmet sich die Autorin der Urbanisierung der Flussoase von Aksu. Nun folgt etwas unvermittelt und separat ein ergänzendes Kapitel über Kashgar. Kaum ein Xinjiang-Thema wird leidenschaftlicher debattiert als der städtebauliche Umgang mit dieser Stadt, d. h. ihrer Altstadt, symbolisiert doch gerade diese die enge Verbundenheit der türkisch-islamischen Kultur der Uiguren mit den benachbarten Gesellschaften im westlichen Teil Zentralasiens. Wofür steht die Zerstörung bzw. Erneuerung der Altstadt? Wie wird sie erlebt? Im Gegensatz zur oberflächlich ablehnenden Bewertung, wie sie unter uigurischen Intellektuellen und international weit verbreitet ist, identifiziert Kobi sehr unterschiedliche Wahrnehmungen dieses Prozesses vor Ort, je nach der ethnisch-religiösen, Wohn-, Arbeits- und Einkommens-Situation ihrer Gesprächspartner.

Sine ira et studio dokumentiert Kobi den eminent politischen Charakter der Urbanisierung aus unterschiedlichen *Bottom-up*-Perspektiven. Die besondere Bedeutung dieser gründlichen und sorgfältigen Arbeit ergibt sich aus der fruchtbaren Verknüpfung der internationalen Stadtfor-schung mit einer Fallstudie an Chinas Peripherie. Es ist die Momentaufnahme einer wachsen-den Entfremdung, die seit 2017 mit der erzwungenen Sinisierung wider jedes Recht ihren vorläufigen Höhepunkt erreichte. Das Buch sollte in keiner Chinabibliothek fehlen.

Johannes Kühler

Björn Alpermann, Birgit Herrmann, Eva Wieland (Hgg): Aspekte des sozialen Wandels in China. Familie, Bildung, Arbeit, Identität

Wiesbaden: Springer VS, 2018. 359 S., 34,99 EUR (E-Book) / 44,99 EUR (Softcover)

Im von Björn Alpermann, Birgit Hermann und Eva Wieland herausgegebenen Sammelband „Aspekte des sozialen Wandels in China“ wird anhand der Themen Familie, Bildung, Arbeit, und Identität das Spannungsfeld zwischen individueller sozialer Position, Selbstverortung und

Handlungsmacht sowie strukturell und diskursiv gegebenen Gesellschaftskontexten untersucht. Der Band enthält elf den vier Themen zugeordnete Beiträge und richtet sich an Sozialwissenschaftler*innen. Aufgrund der übersichtlichen Strukturierung und klaren Sprache der Beiträge eignet er sich auch für die Lehre. Der Band, so Björn Alpermann, solle nicht nur der Darstellung von relevanten inhaltlichen Aspekten des sozialen Wandels der chinesischen Gesellschaft, sondern auch zur Überprüfung der Anwendbarkeit theoretischer Perspektiven und deren Weiterentwicklung dienen. Die Vielfalt der theoretischen Ansätze und deren sorgfältige Überprüfung in Hinsicht auf ihre Übertragbarkeit sind in dem Band tatsächlich fortwährend gegeben. Zusammenfassend bezeichnet Alpermann das kulturelle Erbe, die sozialistische Vorgeschichte des Landes und die hohe Geschwindigkeit des Wandels als entscheidende „Parameter zum Verständnis der chinesischen Gegenwartsgesellschaft“.

Im ersten Beitrag zum Thema „Familie“ untersucht Baris Selcuk das Verhältnis zwischen dem chinesischen Bildungsdiskurs und der Erziehungspraxis der chinesischen urbanen Mittelschicht. Seine Interviewanalysen verweisen auf die Betonung einer ganzheitlichen Erziehung; neben der akademischen Ausbildung der Kinder sind darin eingeschlossen „Moral“ und „Selbstständigkeit“. Im zweiten Beitrag zu „Familie“, diskutiert Birgit Herrmann das urbane Phänomen der Kinderlosigkeit von Ehepaaren und spricht von einer aus ihrer Untersuchung ableitbaren, wenn auch nicht verallgemeinerbaren Tendenz der „EntROUTinisierung“ der chinesischen Ehe und deren Entwicklung hin zu einer individualisierten Institution. Isabel Heger präsentiert im zweiten Themenbereich „Bildung“ eine Studie zum Umgang von Studienanwärter*innen mit Stress angesichts der chinesischen Hochschulaufnahmeprüfung (*gaokao*) in Shanghai. Im Einzugsraum der gleichen Stadt widmet sich Isabelle Harbrecht in einer dreijährigen Studie der Einstellung von Schüler*innen zweier Berufsschulen zu ihrer Ausbildung angesichts negativer Zuschreibungen zu diesem Ausbildungssegment und ihrer schlechten Ausgangssituation auf dem urbanen Arbeitsmarkt. Im dritten Themenbereich „Arbeit“ untersucht Isabel Dettmer das „Mismatch“-Problem von Arbeitgeber*innen und jungen Arbeitnehmer*innen in Chinas Hotelindustrie unter Verwendung der *Signaling*- und *Screening*-Theorie. Auf der Suche nach einer Definition von „Diskriminierung“ für den Kontext des chinesischen Arbeitsmarkts kommt Eva Wieland in ihrem Beitrag zu dem Ergebnis, dass eine Kontinuität staatlicher und struktureller Diskriminierung auf dem chinesischen Arbeitsmarkt existiert, diese unterschiedlichste Formen aufweist und aufgrund des gestiegenen Lebensstandards im Allgemeinen keine größere Unzufriedenheit bei den Betroffenen hervorruft. Anhand einer Befragung von Angestellten in fünf deutschen Elektronikunternehmen in Shanghai und Shenzhen verfolgt Antonia Enßner die Frage, welchen Einfluss das Privatleben auf Entscheidungen in der Arbeitswelt hat. Sie kommt zu dem Fazit, dass Privatleben mit Familienleben gleichgesetzt wird und für alle Befragten über der Arbeit steht. In der Volksrepublik wird ihrer Ansicht nach gegenseitige Hilfestellung von Familienmitgliedern im Fokus verbleiben, solange der Staat diese nicht durch entsprechende öffentliche Maßnahmen ersetzt. Katja M. Yang beschäftigt sich mit Perzeptionen sozialer Aufstiegschancen im urbanen China und geht anhand ihrer Interviews in Beijing, Xi'an und Wenzhou sowie anhand von Studien anderer Wissenschaftler*innen davon aus, dass die Mehrheit der chinesischen Bevölkerung ein meritokratisches Gesellschaftsbild hat und nur eine Minderheit ein gespaltenes Gesellschaftsbild. In seiner Studie zu „neuartiger“ Urbanisierung des Hinterlands von Chongqing kommt Florian Thünken unter anderem zu dem Ergebnis, dass fast alle seiner Informant*innen ihren ländlichen *hukou* aufgrund des damit verbundenen Landbesitzes behalten wollen, und dass bei „Verstedterung in situ“ Modernisierungsprozesse langsamer verlaufen. Franziska Fröhlich verzeichnet in ihrem Beitrag zu ökologischen Bauernmärkten und städtischen Kleingärten die

Existenz des Bildes eines „urbanen unternehmerischen und selbstverantwortlichen Mittelschichtssubjekts“, das sich gegenüber „ländlichen Subjekten“ auf eine sozial höhere Stufe stellt und im Widerspruch zu den ursprünglichen Zielen einer inklusiven Versorgung mit sicheren Lebensmitteln steht. Marius Meinhof plädiert in seinem diskursanalytischen Beitrag zu Pluralisierung und Konsum dafür, „Pluralisierung“ als funktionalisierten Diskurs und kritisch einzuordnende Beobachtungspraxis im Kontext von *social engineering* zu verstehen.

Insgesamt ist es ein aufgrund seiner differenzierten und kritischen Beiträge sehr überzeugender Band, der, trotz Ungleichheit und Ungleichzeitigkeit in Hinsicht auf „Modernisierung“ an unterschiedlichen Orten beziehungsweise für unterschiedliche soziale Gruppen in der VR China, das Bild einer relativ stabilen Gesellschaft skizziert. Es lässt sich darüber streiten, ob der kulturelle Aspekt, der in diesem Band ausgelassen wurde, ausschließlich in spezifisch kulturwissenschaftliche Bände gehört, denn über dessen Inklusion würden vermutlich Resilienz und andere Folgen sozialen Wandels noch einmal auf anderen, diesen Band ergänzenden Ebenen, thematisiert werden können. Grundsätzlich besteht der dringende Bedarf nach weiteren Publikationen dieser Art, insbesondere unter dem Gesichtspunkt der stärkeren Einbindung der sozialwissenschaftlichen Chinasforschung in die allgemeine deutsche Sozialforschung.

Kimiko Suda

Sammelrezension

**Ong Iok-tek [Wang Yü-teh 王育德]: Taiwan – A History of Agonies
[台灣苦悶的歷史]. Based on the enlarged Japanese edition from 1970.
Translated by Shimamura Yasuharu [島村泰治]; edited by Ong Meiri [王明理]**

Taipei: Avanguard 前衛出版社, 2015. 367 S., 450 NTD / 20 USD (Hardcover)

**Su Beng [Shih Ming 史明]: Taiwan's 400 Year History [台灣人四百年史].
Anniversary Edition**

Taipei: SMC Publishing 南天書局, 2017. 184+40 S., 640 NTD (Hardcover)

Es ist eine überaus erfreuliche Entwicklung, dass in jüngster Zeit nicht nur immer mehr englische Bücher zur taiwanischen Geschichte erscheinen (vgl. ASIEN Nr. 140 vom Juli 2016, S. 148–150), sondern auch immer mehr englische Übersetzungen einschlägiger Werke, die von Taiwanern selbst verfasst wurden (vgl. ASIEN Nr. 141 vom Oktober 2016, S. 105–106). Bei zwei besonders berühmten und bedeutenden Büchern dieser zweiten Kategorie ist die Biografie ihrer Autoren mindestens so interessant wie ihr Inhalt – und die Lebenserfahrung der beiden Autoren war auch maßgeblich prägend für ihren historiografischen Ansatz.

Ong Iok-tek (Wang Yü-teh 王育德) wurde 1924 in Tainan geboren, studierte ab 1943 chinesische Philosophie und Literatur in Tōkyō, musste aber schon 1944 wieder nach Taiwan zurückkehren, um in der lokalen Verwaltung der Stadt Chiayi zu arbeiten. Nach Kriegsende wurde er als Lehrer an einer Mittelschule in Tainan angestellt. Während der Aufstände nach dem 28. Februar 1947 kam sein Bruder ums Leben, was Wang in seinen ohnehin schon großen Vorbehalten gegen Chinesen und vor allem die KMT noch bestärkte. 1949 floh er nach Japan, wo er zu einem bedeutenden Sprachwissenschaftler mit dem Schwerpunkt Taiwanisch 台語 und zu einem der prominentesten Befürworter taiwanischer Unabhängigkeit wurde; bis zu seinem Tod 1985 konnte er nicht mehr in seine Heimat zurückkehren.

Ongs Geschichte Taiwans, die er auf Japanisch verfasste, erschien zuerst 1964. Dreizehn Jahre später folgte eine chinesische Fassung, die schon bald nach Taiwan geschmuggelt wurde und dort viele Leser fand. Im Jahr 2000 gab der Avanguard-Verlag 前衛出版社 eine von Huang Kuo-yen 黃國彥 übersetzte Fassung heraus, und zwar als Bestandteil einer 15-bändigen Gesamtausgabe der Werke Ongs. Die nun erschienene englische Ausgabe wurde nicht nur um einige Vorbemerkungen ergänzt, die den Autor ausführlicher vorstellen, sondern auch um ein Kapitel zur Entwicklung Taiwans zwischen 1970 und 2013, verfasst von Ong Meiri 王明理, der Tochter des Autors. Das Buch enthält einen Index und ein Glossar chinesischer Zeichen.

Bereits zwei Jahre zuvor, also 1962, war Su Bengs (Shih Mings 史明) *Die vierhundertjährige Geschichte der Taiwaner* 台灣人四百年史 erschienen. Geboren 1918 nahe Taihoku (heute Taipeh), absolvierte er 1942 ein Studium der Politologie an der Waseda-Universität und begab sich anschließend nach Shanghai, um sich dem antijapanischen Widerstand anzuschließen. Aufgrund seiner Sympathien für die sozialistische Idee begab er sich bald in die von der Kommunistischen Partei beherrschten Gebiete, aber je länger er vor Ort blieb, umso mehr wurden ihm zwei Dinge bewusst: Erstens, dass es hinsichtlich Mentalität und Identität doch große Unterschiede zwischen Taiwanern und Chinesen gab, und zweitens, dass der Sozialismus in der Praxis in Willkür und Gewalt ausartete. Völlig desillusioniert ging er 1949 nach Taiwan zurück, wo er sofort den Widerstand gegen die von vielen Taiwanern als Besatzer empfundene KMT zu organisieren begann. 1952 floh er nach Japan, weil seine Pläne für einen Anschlag gegen die Regierung entdeckt worden waren. Dort eröffnete er ein kleines Nudelrestaurant und arbeitete in seiner Freizeit an einer umfangreichen Geschichte Taiwans, die 1962 im japanischen Original erschien. Sechs Jahre später vollendete er eine chinesische Version seines Werks, die aber erst 1980 in Tōkyō publiziert wurde. 1986 kam dann eine stark gekürzte Version in den USA heraus, die von Tai Kuo-tsi ins Englische übersetzt worden war (leider fehlen die chinesischen Zeichen für diesen Namen) und die die Grundlage der jetzt erschienenen Jubiläumsausgabe darstellt, die zu Sus bevorstehendem 100. Geburtstag erstellt wurde. Erst 1993 durfte er wieder nach Taiwan zurückkehren, wo er sich fortan als einer der aktivsten Unabhängigkeitsbefürworter profilierte. Noch 2014 unterstützte er, allen körperlichen Beschwerden zum Trotz, mit öffentlichen Auftritten die Sonnenblumen-Bewegung.

Mittlerweile liegt die dritte chinesischsprachige Ausgabe von Sus Buch vor. Erschienen ist sie 2014 bei SMC Publishing 南天書局 – das erste Mal, dass die chinesische Fassung in Taiwan publiziert wurde. Gegenüber dieser Ausgabe, die drei Bände mit insgesamt fast 2000 Seiten umfasst, nimmt sich die englische Fassung natürlich sehr bescheiden aus, und so lässt sich erahnen, wie viele Textpassagen, Karten und Tabellen bei der Übersetzung weggefallen sind. Die englische Fassung bietet also gewissermaßen nur ein Konzentrat des Originals, aber die Neuauflage wurde immerhin ergänzt durch einführende, sehr informative Beiträge über Su Bengs Leben und Werk von Jerome Keating, Su-phak Na, Lee Min-yung 李敏勇 und Wu Rwei-ren 吳叡人. Außerdem wurde der Haupttext nun durchweg mit chinesischen Schriftzeichen versehen.

Beide Bücher sind illustriert – bei Ong findet man vor allem Porträts historischer Persönlichkeiten, aber auch eine 20-seitige tabellarische Chronologie der taiwanischen Geschichte. In Sus Band hingegen haben die Herausgeber lediglich ein paar Farbfotografien des Autors beigefügt. Die beiden Werke ähneln sich vor allem insofern, als sie auf der Eigenständigkeit einer taiwanischen Geschichte bestehen und die Herrschaft der Kuomintang 國民黨 als kolonialistisch ablehnen. Außerdem widmen sich beide Studien schwerpunktmäßig, das heißt ca. über

die Hälfte ihres Umfangs, dem 20. Jahrhundert. Daneben gibt es aber einige bemerkenswerte Unterschiede zwischen Ongs und Sus Ansatz.

So widmet Su etwa den austronesischen Ureinwohnern Taiwans etwas mehr Platz als Ong Iok-tek – allerdings stellt die Enkelin Ongs, Kondo Aya 近藤綾, in einer kurzen Vorbemerkung zu der englischen Fassung klar, dass der Autor sich ab den 70er Jahren verstärkt für diese Bevölkerungsgruppe interessierte und sich sogar aktiv für sie einsetzte. Einer der wichtigsten Unterschiede liegt aber wohl darin, dass Su hinsichtlich Diktion und Theorie sehr stark vom Marxismus beeinflusst ist – wobei diese Ideologie bei ihm durch eine gewisse humanistische und nationale Orientierung etwas ausbalanciert wird. Allerdings klingt sein Ton insgesamt deutlich schärfter und vorwurfsvoller als der Ongs. Auch wirkt seine Argumentation oft schematischer und generalisierender, was sich oft auf die Kürzungen der chinesischen Fassung zurückführen lässt, manchmal aber leider auf das Bemühen Sus, möglichst viele Klassenkämpfe und „Widersprüche“ zu konstruieren. Darüber hinaus kolportiert er einige pauschale Fehlurteile, zum Beispiel dass die Ch'ing-Dynastie sich während ihrer mehr als 200-jährigen Herrschaft über Taiwan nie richtig um die Insel gekümmert habe – eine These, die mittlerweile von John Robert Shepherd (in „Statecraft and Political Economy on the Taiwan Frontier 1600–1800“) überzeugend widerlegt wurde. Das Problem ist, dass Sus Buch in Taiwan (in der chinesischen Fassung) heute sehr populär ist (jedenfalls deutlich populärer als das Ongs) und seine teilweise fragwürdigen Urteile daher immer noch von vielen Taiwanern geteilt werden.

Ong lässt zwar im Laufe seines Buches erkennen, dass ihn der Sozialismus in seiner Jugend sehr interessierte, insgesamt ist sein Werk aber deutlich weniger davon geprägt. Auch einige Abschnitte über die wirtschaftliche Entwicklung zeigen gewisse Nachklänge seiner frühen sozialistischen Prägung (positiv hebt er in diesem Zusammenhang übrigens an der 1928 in Shanghai gegründeten Kommunistischen Partei Taiwans hervor, dass diese für ein unabhängiges Taiwan eintrat). Insgesamt wirken seine Darlegungen und Schlussfolgerungen meistens sehr viel ausgewogener als jene Sus. Diese unterschiedliche ideologische Ausrichtung könnte die Frage beantworten, warum die beiden Männer, deren Lebensläufe und Ideale sich so sehr ähnelten und die Jahrzehntelang so nahe beieinander lebten, offenbar nie miteinander kooperierten.

Auch wenn die beiden Originale bereits über 50 Jahre alt sind und gewisse methodische Schwächen aufweisen, sind sie immer noch sehr lesenswert und jedem zu empfehlen, der sich für taiwanische Geschichte interessiert.

Thilo Diefenbach

Thilo Diefenbach (Hg.): Kriegsrecht. Neue Literatur aus Taiwan

München: iudicium, 2017, 452 S., 36 EUR

Die Insel Taiwan „ist eine schützenswerte Besonderheit innerhalb des chinesischen Kulturräums“ (S. 31) und zieht vielfache Aufmerksamkeit auf sich. So berichtete etwa Ilka Schneidet ihre aufregenden Erlebnisse in „Zwischen Geistern und Gigabytes“. Abenteuer Alltag in Taiwan“ (2008). Als ein kultureller Gegenspiegel kann der jüngste Erzählungs- und Übersetzungsband „Kriegsrecht. Neue Literatur aus Taiwan“ gelten. Das Buch, herausgegeben von dem Sinologen und Übersetzer Dr. Thilo Diefenbach, bietet 30 Übersetzungen (19 vom Herausgeber selbst) und kam im vergangenen Jahr (2017) auf den deutschsprachigen Büchermarkt.

Der Buchtitel „Kriegsrecht“ 戒嚴 kann als Schlüsselbegriff dienen. Mit diesem Begriff bezeichnet man den Zeitraum der strengen militärdiktatorischen Herrschaft der Kuomintang (KMT) über Taiwan, in dem „Taiwan sich nicht nur 38 [ca. 1949–1987, d. Verf.], sondern beinahe 45 Jahre [ca. 1945–1990, d. Verf.] de jure und/oder de facto im Ausnahmezustand befand“ (S. 16). Am 15. Juli 1987 wurde das Kriegsrecht von Chiang Ching-kuo 蔣經國 (1910–1988) aufgehoben; Diefenbachs Band markiert also die Feier des 30. Jubiläums. So hängen die meisten Texte in diesem Buch inhaltlich mit dem Kriegsrecht eng zusammen; strukturell gliedert sich das Buch nach dem historischen Begriff als rotem Faden in vier Teile: Frühphase des Kriegsrechts (Ende der 40er Jahre bis Anfang der 70er Jahre), Spätphase des Kriegsrechts (bis 1987), nach der Aufhebung des Kriegsrechts (bis Ende des 20. Jahrhunderts) und ein neues Jahrhundert (bis 2016). Chronologisch gewährt der Band daher den Leserinnen und Lesern einen Einblick in die Literatur über die Situation der Insel sowohl in der Kriegsrechts- und Umbruchspause als auch in der jüngsten Zeit.

Das Kriegsrecht ist in den Texten der Anthologie umfang- und facettenreich thematisiert: Das Spektrum umfasst Darstellungen der damals üblichen Überwachung („Informant“, 1982, „Keine Ahnung von Politik“, 1988), Anspielungen auf den „Weißen Terror“ („Gerüchte“, 1976) oder auf den KMT-Diktator Chiang Kai-shek („Der alte Han und seine Bronzestatuen“, 1988). Sowohl der gesellschaftliche Übergang zwischen Diktatur und Demokratie („Eine Stimme“, 1990, „Aufhebung des Kriegsrechts“, 1990) wie auch dietaiwanischen Identitäten („Landesverrat“, 1984) und die politischen Maßnahmen gegenüber Bürgern („Flucht in die Berge“, 1984) werden thematisiert, und dann in vielfachen Facetten die Liebesbeziehungen im historischen Kontext („Die Farben der Liebe“, 1988, „Liebe nach der Aufhebung des Kriegsrechts“, 1991) bzw. die Schicksale von Frauen („Wie ein Blatt im Wind“, 1980, „Festessen bei Kerzenschein“, 2009) und Soldaten („1230 Punkte“, 1996). In den meisten Fällen über die Schriftsteller scharfe Kritik an der zeitgenössischen KMT-Diktatur, während die Autorin Hu Ching-fang 胡晴舫 in „Die Welt“ (2016) die Lebenserfahrung eines ihrer Protagonisten dadurch charakterisiert, dass er „es als ein besonderes Verdienst hervorhebt, die Zeit des Kriegsrechts miterlebt zu haben“ (S. 434).

Damit die deutschsprachigen LeserInnen ein besseres Verständnis der taiwanischen Literatur gewinnen können, folgt auf fast jeden Text eine aussagekräftige Biografie des Verfassers. Daraus erschließt sich, dass den ausgewählten SchriftstellerInnen ohne Rücksicht auf Faktoren wie Geschlecht, Alter, Herkunft oder Nationalität die gleiche Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Demgemäß sind in diesem Band nicht nur renommierte Schriftsteller wie Huang Chun-ming 黃春明 zu lesen, der „der taiwanische Autor sein [dürfte], von dem die meisten Übersetzungen ins Deutsche vorliegen“ (S. 42), sondern auch die AutorInnen der jüngeren Generation, die erst kürzlich literarischen Ruhm erreichten, wie z. B. Liu Tzu-chieh 劉梓潔, deren Erzählung „Trauerwoche“ (2010) bereits verfilmt wurde. Abgesehen von den SchriftstellerInnen, die in Taiwan geboren sind, wie Huang, die Feministin Cheng Ying-shu 成英姝 oder die von taiwanischen Ureinwohnern abstammende Lamuru Pakawayan (Lin Lanxin) 林嵐欣, werden die zwischen 1945 und 1949 vom Festland nach Taiwan gelangten EmigrantInnen keineswegs ignoriert, wie etwa Peng Ko 彭歌, Shu Ch'ang 舒暢 (1928–2007), Yin Dih 隱地 oder Chang Show-Foong 張曉風. Viele von diesen 25 AutorInnen sind hier zum ersten Mal ins Deutsche übersetzt, was von großer Bedeutung ist.

Besonders hilfreich für die Forschung ist die angehängte, von Prof. Dr. Lutz Bieg zusammengestellte Bibliografie (S. 435–449), die ein wissenschaftliches Panorama sowohl der Übersetzungen taiwanischer Literatur als auch der relevanten Forschungsbeiträge im Zeitraum von

2001 bis 2016 darstellt. Aus der Bibliografie ergibt sich eindeutig, dass die Schriftstellerin und Politikerin Lung Ying-tai 龍應台, die einige Jahre in Deutschland und in der Schweiz gewohnt hat, zu den bekanntesten und bisher am meisten ins Deutsche übersetzten AutorInnen der Taiwan-Literatur zählt. Allerdings finden sich ihre Schriften (oder Auszüge davon) leider nicht in diesem Buch. Das gleiche trifft auf den liberal gesinnten Schriftsteller, Politiker, Historiker und Kulturkritiker Li Ao 李敖 (1935–2018) zu, der am 18. März 2018 in Taipeh an einem Hirntumor starb.

Abgesehen davon leistet der Übersetzungsband Diefenbachs zweifelsohne einen hervorragenden Beitrag zur Verbreitung der Literatur Taiwans und weckt zudem die Hoffnung, dass weitere SchriftstellerInnen aus Taiwan in naher Zukunft ins Deutsche übersetzt werden, um den westlichen Leserinnen und Lesern noch intensiver die Facetten der Insel Taiwan darzubieten.

Ruoyu Zhang

Steffen Heinrich und Gabriele Vogt (Hgg.): Japan in der Ära Abe. Eine politikwissenschaftliche Analyse

Iudicum, 2017. 291 S., 49 EUR (Monographien aus dem Deutschen Institut für Japanstudien, 60).

Der von Gabriele Vogt und Steffen Heinrich editierte Sammelband widmet sich der umfassenden Aufgabe, eine Zwischenbilanz der Regierungszeit von Premierminister Shinzō Abe zu ziehen (S. 7). Das Vorhaben wird durch Abes bereits lange Amtszeit sowie die Durchsetzung einiger ambitionierter Projekte begründet, die für Japan ein Novum darstellen. In der Einleitung wird wie üblich ein kurzer Einstieg in die verschiedenen Abschnitte und Kapitel des Buches gegeben und zugleich der Anspruch erhoben, mit dem Werk nicht nur die politischen Trends zum Zeitpunkt der Veröffentlichung zu beschreiben, sondern durch eine historische Einordnung auch langfristig relevant zu sein (S. 26). Das Buch ist in vier Abschnitte gegliedert: Außenpolitik und japanisches Selbstverständnis in der Welt; Strukturreformen und Wirtschaftspolitik der Regierung Abe; die Rolle der Zivilgesellschaft, Medien und Opposition; und letztlich die Rolle von Klientelpolitik und Verbrauchern für die Politik der Regierung.

Der erste Abschnitt beginnt mit einem Beitrag von Raymond Yamamoto zur Frage, ob Japan auf dem Weg zu einer „normalen Nation“ sei. Yamamoto bietet einen guten Überblick über japanische Sicherheitspolitik, auch wenn er die Debatte zur „normalen Nation“ nicht weiterverfolgt. Interessant ist vor allem die These, dass der neu gegründete Nationale Sicherheitsrat (NSC) durch die Fokussierung der Macht auf den Premierminister von Bedeutung sein wird, auch in Fragen der Außenhandelspolitik. Gabriele Vogt resümiert in ihrem Beitrag, dass der „japanische Weg“ (S. 90) der Zuwanderungspolitik ein widersprüchlicher sei. Hierzu bedient sie sich der *gap hypothesis* nach Cornelius und Tsuda (2004). Die ausformulierte Politik der Zuwanderung von hoch qualifizierten Arbeitskräften entspricht hierbei nicht der Realität, da es, offenbar gewollt, viele inoffizielle Möglichkeiten der Zuwanderung gibt.

Den zweiten Abschnitt leitet Nadine Burgschweiger-Rieck mit einer Diskussion zu *Abenomics* und der Reform des Landwirtschaftssektors ein. Sie resümiert, dass Abe wichtige Impulse für zukünftige Strukturreformen, u. a. durch Schwächung des JA-Monopols, gesetzt hat, auch wenn es noch zu früh sei, endgültige Aussagen über Abenomics zu treffen. Steffen Heinrich erkennt in seinem Beitrag eine Fokussierung der Abe-Regierung auf Arbeitsmarktpolitik. Mit Hilfe von *process tracing* stellt Heinrich fest, dass die Regierung mit Initiativen wie dem

Equal Pay Gesetz auf ArbeitnehmerInnen zugehe, aber andererseits, durch gleichzeitige Ambitionen auf erhöhte Wettbewerbsfähigkeit durch Senkung der Arbeitskosten, kein langfristiges Vertrauen schaffe. Phoebe Stella Holdgrün widmet sich darauf dem Thema „Womenomics“. Sie kommt durch ihren gut strukturierten politikfeldanalytischen Ansatz zum Ergebnis, dass sich in diesem Feld wohl kein langfristiger Strukturwandel vollziehen wird, da es der Abe-Regierung mehr um wirtschaftliches Wachstum gehe statt um progressive Gleichstellungspolitik.

Der dritte Abschnitt behandelt recht unterschiedliche Themen. Felix Lill gibt im ersten Beitrag einen spannenden Überblick über die japanische Medienlandschaft und diskutiert die Pressefreiheit unter Abe anhand des Propagandamodells von Herman und Chomsky (1988). Obwohl sich Lill einer endgültigen Aussage entzieht, erkennt er Tendenzen der Abe-Regierung, die rechtliche Lage für unabhängige Medien zu verschlechtern und vermehrt mit Drohungen zu arbeiten; auch wenn unabhängige Berichterstattung auch vor Antritt Abes einem negativen Trend unterlag. Anna Wiemann beschreibt in ihrem Beitrag eine größer werdende Kluft im Informationsstand zwischen der sogenannten „NHK Generation“ und der „Smartphone Generation“ (S. 198) und diskutiert den Wettbewerb um die Deutungshoheit von politischen Anliegen zwischen der Regierung und sozialen Bewegungen, die sich nach der Fukushima-Katastrophe manifestiert haben.

Der letzte Abschnitt beschäftigt sich mit Aspekten des Klientelismus der Abe-Regierung. Christian Winkler untersucht eingehend, ob die LDP unter Abe den neoliberalen Kurs von Koizumi weiterführt. Zwar führe die LDP nicht mehr einen derart neoliberalen Kurs wie unter Koizumi, kehre aber trotz allem nicht mehr zum traditionellen Klientelismus zurück. Im letzten Beitrag des Bandes stellt Florentine Koppenborg die Frage, warum Abe nach der Fukushima-Katastrophe wieder zu einer atomfreundlichen Politik zurückkehrte. Obwohl die Argumentation nahtlos an die vor der Katastrophe anknüpft, haben sich die Erfolgsaussichten dieser Politik, beispielsweise durch eine unabhängige Aufsichtsbehörde und starken Widerstand in der Bevölkerung, deutlich verschlechtert.

Die HerausgeberInnen finden im Anschluss prägnante Thesen und Erkenntnisse, die die vielseitigen Beiträge sinnvoll zusammenführen. Besonders für NachwuchswissenschaftlerInnen ist dieses Werk von besonderem Interesse, da es nicht nur verschiedenste Themen behandelt, sondern vor allem durch die diversen methodischen und theoretischen Ansätze im Großteil der Beiträge glänzt. Außerdem bieten viele Kapitel weiterführende Literatur und Quellen zum jeweiligen Thema an. Darüber hinaus werden auch Themen wie politischer Aktivismus behandelt, die ansonsten zu wenig Aufmerksamkeit erlangen. Kritisch lässt sich anmerken, dass die Publikation in vielen Bereichen Thesen aufstellt, die auf lange Sicht nicht zwangsläufig den Ansprüchen der HerausgeberInnen auf eine bleibende Relevanz entsprechen werden. Nichtsdestotrotz haben es die beiden geschafft, einen vielschichtigen Sammelband zu realisieren, ohne dabei den roten Faden zu verlieren.

René Muschter